



K l e m e n s .

Ein katholisches Wochenblatt.

Erscheint jeden Mittwoch. Preis jährlich 3 Rubel mit Uebersendung. Ist zu bestellen nach folgender Adresse: Saratow, katholische Seminar, I. Крушинскому, oder Saratow, Типо-Литография Г. Х. Шельгорнь и К^о. д. Тилло, противъ театра.

I. Jahrgang.

Mittwoch, den 25. März 1898.

№ 26.

Die Charwoche.

Von P. J. Altmeier.

Die Leides- oder Charwoche beginnt mit dem Palmsonntag, der den Namen von Palmzweigen trägt, die an diesem Tage feierlich geweiht und bei der Prozession getragen werden. In der Kirchensprache heißt diese Woche auch die große oder die heilige Woche, weil Christus in derselben das größte und heiligste Werk, die Erlösung für die sündige Menschheit vollbracht hat. Das Wort Charwoche wird verschieden erklärt. Nach der griechischen Sprache

heißt Charwoche die Woche der Huld und Gnade, weil sich in dieser Woche die Gnade Gottes aufs herrlichste kund gethan hat. Nach der lateinischen Sprache bedeutet Charwoche die liebe, teure Woche, weil es für das christliche Herz keine teureren Tage gibt, als jene, an welchen Christus das allerheiligste Altarssakrament eingesetzt und durch sein Kreuz und Leiden die Menschheit erlöst hat. Nach der altdeutschen Sprache endlich heißt Charwoche die Marter- oder Genugthuungs-

woche, weil Christus in ihr für unsere Sünden gelitten und genug gethan hat. Ferner wird diese Woche noch die Trauer- und Klageweche genannt.

Wohl ist die Charwoche ganz besonders dem Andenken des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi geweiht, wir dürfen aber deshalb nicht meinen, das Leiden Christi habe nur eine Woche oder gar nur einige Tage gedauert. Nein, lieber Leser, das wäre eine arge Täuschung! Das Leiden Christi währte sein ganzes Leben hindurch; denn als allwissender Gott sah Jesus von der Stunde seiner Empfängnis an alle Qualen und Leiden, alle Geißelstrieche und Dornstiche, alle Faustschläge, alle Verhöhnungen und Verspottungen seiner Feinde, sein Kreuz und Leiden mit schrecklicher Klarheit voraus. Dies hat Gott schon durch den Mund des Psalmisten ausgesprochen: „Mein Schmerz ist allzeit vor meinen Augen; in Schmerz ist aufgelöst mein Leben und meine Jahre in Seufzen. Glend bin ich und sterbend von Jugend auf, tragend die Schrecknisse des Herrn.“ Hieraus kannst du, lieber Leser, ersehen, daß der Gottmensch sein bitteres Leiden und Sterben volle 33 Jahre in seiner Seele getragen und so vom ersten Augenblicke seines Daseins an ein Schlachtopfer war, das seiner Leidens- und Todesstunde entgegenah! Diese Leides- und Todesstunde trat in der hl. Charwoche ein und zwar am Charfreitage, der der Mittelpunkt der ganzen Charwoche ist. Um uns das Leiden und Sterben Jesu Christi recht eindringlich und lebhaft vor Augen

zu stellen, läßt uns die Kirche in der Charwoche viermal, und zwar am Palmsonntage, am Dienstag, Mittwoch und Charfreitag die Passion oder Leidensgeschichte vorlesen. Denselben Zweck haben auch alle Gebete und Ceremonien der Charwoche; besonders ist die kirchliche Feier des Charfreitags im Stande, uns an das Verlöbungsopfer Jesu Christi recht eindringlich zu erinnern, so z. B. die Adoration oder Verehrung des hl. Kreuzes, die Improperien oder Klagegesänge, die Übertragung des Allerheiligsten in das hl. Grab u. s. w.

Am Charfreitag führt uns die Kirche auf Golgatha hinauf, an das Sterbelager des Erlösers, und zeigt uns das kostbare Blut, das für unsere Sünden geflossen, die schmerzlichen Wunden, die unsere Sünden dem göttlichen Erlöser geschlagen, das hl. Kreuz, an dem Jesus Christus unter den schrecklichsten Qualen verlassen von Gott und den Menschen, gefoltert durch den brennendsten Durst, verhöhnt und verspottet von seinen Feinden, drei Stunden lang hing und endlich mit dem Rufe: „Es ist vollbracht!“ seinen Geist aufgab.

Was hat wohl, lieber Leser, Jesum Christum, den allmächtigen Gott und Herrn aller Dinge, in solche Leiden und Trübsale versetzt und in den schmachvollsten und grausamsten Kreuzestod getrieben? Unsere Sünden, unsere Missethaten waren es. Das sagt uns schon der Prophet Isaias mit den Worten: „Um unserer Missethaten willen ist er verwundet, um unserer Sünden willen ist er zerschlagen worden; unseres Friedens

wegen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt. . . . Aber unser aller Missethat hat der Herr auf ihn gelegt. Er wird geopfert, weil er selbst wollte.“ (Hf. 53, 5—7.)

Wenn die Priester an den gewöhnlichen Tagen von dem Leiden und Sterben Jesu Christi und von der Schrecklichkeit und Bosheit der Sünde, die an dem Leiden und Tode des Erlösers schuld ist, predigen, so macht das auf ganz wenige einen Eindruck und hat fast gar keinen Erfolg; doch wenn so viele Christen, lieber Leser, sonst auch noch so verblindet und verstockt sind, am Charfreitage jedoch, vor dem Bilde des Gekreuzigten, da wird es auch dem Verstocktesten und Verblindetsten klar, was die Sünde für ein entsetzliches Ungeheuer ist. Das Kreuz auf Golgatha, das schauerliche Veröhnungsoffer, das ein Gott darbringt, zermalmt mit Keulenschlägen selbst das steinharte Herz und zeigt uns deutlicher die Abscheulichkeit und Häßlichkeit der Sünde in den Augen Gottes, als alle anderen furchtbaren Wahrheiten unserer hl. Religion. Die Hölle und die unbeschreiblich schrecklichen Qualen, die den unbußfertigen Sünder dort erwarten, sind gewiß im Stande, uns von der Häßlichkeit und Abscheulichkeit der Sünde zu überzeugen, jedoch noch mehr thut dieses der Gedanke an den Kreuzestod des Erlösers. Denn wenn wir den Gottmenschen, wie er drei Stunden lang am Kreuze hängt, wenn wir seinen durch Geißelhiebe zerfleischten Leib sehen, seine von den Dornenkronen verwundete Haupt, seine von Nägeln

durchbohrten Hände und Füße, seine durch einen Speer geöffnete Seite, sein von grausamen Faustschlägen ganz geschwollenes Antlitz, kurz seinen von Blut, Speichel und Schmutz ganz entstellten Körper, dann können wir nicht anders, als erschüttert ausrufen: „O gerechte Gerichte Gottes! es kann keine Strafe grausam genug sein für denjenigen, der trotz dieses großen Beweises der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit noch verstockt in der Sünde verharrt!“ Wenn der Heiligste und Unschuldigste, der Sohn Gottes, für fremde Sünden keine Schonung fand und so Schreckliches erdulden mußte, dann kann der Mensch doch sicher keine Schonung von Gott erwarten, wenn er verstockt in der Sünde verharrt und nur lebt, um Gott zu beleidigen und sein heiliges Blut mit Füßen zu treten.

Wenn, lieber Leser, Jesus Christus für unsere Sünden so viel gelitten und eines so grausamen Todes gestorben ist, sollen wir da nicht lieber auch alles leiden, als noch einmal eine schwere Sünde begehen und nach den Worten des Apostels den Sohn Gottes von neuem kreuzigen? Gewiß hast du schon oft bei Erweckung der Reue dem lieben Gott dieses versprochen. Nun erfülle auch einmal dein Versprechen und bessere dich. Zu sterben brauchst du gerade nicht, du mußt nur Gewalt brauchen und deine bösen Neigungen und Begierden unterdrücken. Du mußt nur der Sünde absterben und für den Himmel leben; du mußt nur die Gelegenheiten der Sünde meiden und beharrlich gegen die Gelüste deiner sinnlichen Natur

und die Reize der Welt kämpfen.
Kommt es dir schwer an, so denke
nur an den Gefreuzigten und an das,
was er für dich gethan und gelitten
hat; und beherzige das Wort Jesu

Christi: „Wer mir nachfolgen will,
der verlängne sich selbst, nehme täg-
lich sein Kreuz auf sich und folge
mir nach.“ Lut. 9, 23.

Ch a r f r e i t a g.

An dem Kreuz in Todesschweiß
Ringet sterbend Gottes Sohn. —
Für der Liebe edle Triebe
Folgt des schwarzen Undanks Lohn. —

Und die Massen, die ihn hassen,
Verlachen, spotten, höhnen ihn. . .
Ach! Erbarmen für den Armen:
Alles Mitleid ist dahin. . .

Die müsten Rotten, — sie rufen und spöten:
„Hilf dir selbst, du hast die Macht . . .
Bist du Gott, — steig sofort
Vom Kreuz herab, verschleuch des Unglaubens finstere Nacht!„

Und in dem Haufen folgt Rennen und Laufen,
Wüstes Geschrei, rohes Lachen erfüllet die Luft;
Teuflische Lust empfindet der Unholde Brust,
Nun er bald ruhen wird in einsamer Gruft.

Doch plötzlich, o Schrecken! — wer kann es verdecken,
Der Sonne freundlich leuchtend Gesicht?
Keine einzige Wolke! . . . Doch fehlet dem Volke
Um zwölf Uhr des Tages das glänzende Licht.

Tödllicher Schrecken befallet die Recken,
Die erst noch gelästert des Ewigen Sohn.
In ihrem Munde ersterben die Worte, es nahet die Rache vom Gottesmorde;
Es nahet der Sünde graufiger Fluch als würdiger Lohn.

Die Erde erzittert, — aufs höchste erbittert,
Da Christi Seele vom Leibe sich trennt.
Tote erscheinen. . . Stöhnen und Weinen. . .
Da Messias entseelt am Kreuze hängt. —

Maria die Mutter, sie lebt noch durch Wunder;
Von Schmerzen gebrochen, sinkt sie zu Boden. . .
O Mutter der Schmerzen, bekehr unsere Herzen,
Geleit uns im Leben und schütz uns im Tode!

Adolf von Dnjestrberg.

I m V e r d a c h t e.

Der Postsekretär Bauer durchblätterte ein Häufchen Quittungen, das vor ihm lag, und verglich sie nochmals mit den Eintragungen, die er soeben gemacht hatte; dann schüttelte er unwirsch das Haupt und blickte seitwärts auf den alten Wagner, der an einem Tische stand und die Briefe abstempelte und ordnete. Dieser merkte den Blick seines Vorgesetzten nicht und fuhr gleichmütig in seiner Arbeit fort. Der Postsekretär Bauer schüttelte abermals den Kopf und begann wieder zu blättern und zu vergleichen; aber er fand offenbar, nicht was er suchte, und rief nach einer Weile im ärgerlichen Tone: „Wagner!“

„Herr Postsekretär!“ entgegnete der Berufene, indem er sich umwandte und in einer militärischen Haltung vor seinem jungen Vorgesetzten Front machte.

„Wagner,“ begann der Postsekretär von neuem, „habe ich Ihnen nicht heute morgen einen eingeschriebenen Brief an Hermann Möller und Ko. übergeben?“

„Sawohl, Herr Postsekretär.“

„Aber ich finde die Quittung nicht,“ entgegnete dieser.

„Die Quittung?“ fragte der alte Wagner und kraute sich nachdenklich hinter den Ohren. „Warten Sie einen Augenblick, Herr Postsekretär; — Hermann Möller und Ko.; — an Hermann Möller u. Ko. habe ich auch keinen Brief ausgeliefert.“

„Besinnen Sie sich doch, Wagner; ich habe Ihnen den Brief gegeben, dreihundert Mark Wertangabe stand darauf,“ drängte der Sekretär.

— „Ganz richtig, Herr Postsekretär; ein eingeschriebener Brief aus Berlin; bekommen hab' ich den Brief auch; aber — er muß — er wird noch in der Tasche stecken, denn ausgeliefert hab' ich ihn nicht,“ antwortete Wagner, nahm seine Briestafche vom Nagel und durchsuchte sie eifrig; aber die Mühe war vergebens, der Geldbrief an Hermann Möller u. Ko. war nicht darin zu finden, und die Tasche war völlig leer. „Mein Gott, Herr Postsekretär,“ stammelte Wagner, und sein Gesicht erbleichte, „wo ist der Brief geblieben?“

Das war nun zwar ein Rätsel, welches der Sekretär noch weniger zu lösen vermochte, als der alte Briefträger. Da Wagner an seinen Behauptungen unerwiderlich festhielt und thränenden Auges beteuerte, an dem Verschwinden des Geldbriefes unschuldig zu sein, blieb schließlich nichts anderes übrig, als die Angelegenheit den Gerichten zu überweisen und den alten Wagner sofort verhaften zu lassen, „um seiner selbst willen,“ wie der Herr Oberposttrat sagte; „denn durch eine strenge Untersuchung kommt seine Unschuld am besten zu Tage.“

Man hielt den alten Wagner einige Tage in Untersuchungshaft; man hatte in seiner Wohnung Haussuchung gehalten, jedoch nichts Verdächtiges

entdeckt; man ließ seine Frau und seine erwachsene Tochter heimlich überwachen; aber man bemerkte nicht, daß sie auffällige Ausgaben machten. Aber niemals ward das Geringste bemerkt, was dazu hätte dienen können, den Briefträger zu belasten. Ebenso wenig gelang es diesem, irgend etwas vorzubringen, was seine Unschuld hätte erweisen können, und wenn auch seine fünfundzwanzigjährige tadelfreie Dienstführung, sowie das günstige Zeugnis seiner Vorgesetzten für die Ehrlichkeit des Alten sprachen, so war doch beides nicht ausreichend, um ihn von dem Verdachte ganz zu reinigen. Als daher nach einigen Monaten das Urteil gefällt ward, lautete es dahin, daß der Briefträger „wegen mangelnder Beweise“ freizusprechen sei.

Da ein Grund zu seiner Entlassung somit nicht vorlag, trat Wagner sein Amt als Briefträger von neuem an; allein die Schicksale der letzten Monate hatten ihn völlig verwandelt, innerlich mehr noch als äußerlich. Der sonst so heitere und gesprächige Mann blickte jetzt trübe drein und war im höchsten Grade wortkarg geworden. Er versah seine Amtspflichten mechanisch und saß, wenn solches geschehen war, schen und teilnahmslos in einer Ecke des Packraumes, finster zu Boden starrend. Seine Vorgesetzten und seine Kameraden fanden bald heraus, daß der gebeugte Mann sich in seiner Ehre gekränkt fühlte, und daß die Freisprechung „wegen mangelnder Beweise“ in seinen Augen nicht genügte, um als rechtschaffener Mann mit seinesgleichen wieder unbefangen verkehren zu können.

So dachte der alte Wagner, und so lebte er monatelang dahin, und seine Schwermut wuchs in dem Maße, wie für ihn die Hoffnung sank, den Verbleib des verschwundenen Geldbriefes zu ermitteln. Wer mit dem alten Murrkopfe zu thun hatte, gewöhnte sich allmählich an seine Eigenart und ließ ihn gewähren. Die Frau und Tochter des alten Wagner litten mit ihm. Mutter und Tochter beteten unaufhörlich, daß Gott den Schleier lüften möchte. Und bei beiden setzte sich je länger je mehr die Überzeugung fest, die Erlösung müsse bald kommen.

„Wenn der Dieb nur einmal zum Beichten ginge, dann hätten wir alles gewonnen,“ sagte die Mutter, „dann müßte er ja das Geld zurückerstatten, und der Vater wäre entlastet.“

„Aber wenn er das Geld verbraucht hat und arm ist?“ entgegnete die Tochter.

„Dann müßte er wenigstens dem Vater die geraubte Ehre erstatten, indem er einen Brief ans Gericht schickte oder den Beichtvater beauftragte, solch eine Erklärung abzugeben.“

„Ja — wenn aber der Dieb gar nicht katholisch ist?“ wandte das Mädchen ein.

„Dann haben wir freilich keine andere Hoffnung, als die auf sein Gewissen; aber ohne die Beichte schläft es freilich oft genug ein im Leben und wacht nicht auf vor dem Tode — und da ist's freilich fraglich, ob dem Vater dann noch sein Recht werden kann.“

„Immerhin — der liebe Gott hat es in seiner Hand, und wenn er will, so geht alles zum Besten, und wir hören nicht auf, zu ihm zu rufen, bis die Prüfung vorüber ist.“

Das war der Schluß des Zwiegesprächs, das sich oft genug, nur in anderen Wendungen, wiederholte. Und Gott trat endlich, nachdem der Zeitpunkt gekommen war, ein.

Eines Vormittags im Spätherbst erschien in den Geschäftsräumen der Firma Hermann Möller u. Co. ein Tischler und verlangte den Chef des Hauses persönlich zu sprechen. Da sich der Mann durchaus nicht abweisen lassen wollte und immer wieder versicherte, die Sache sei von großer Wichtigkeit, so führte ihn endlich ein Kommiss in das Komptoir des Handelsherrn.

„Guten Tag,“ begann der Handwerker dort und verneigte sich höflich vor Herrn Möller; dann aber stellte er sich stumm an eine Wand und wartete, bis der Kommiss das Zimmer wieder verlassen hatte. Als solches geschehen war, begann er von neuem: „Ich wollte Ihnen diesen Brief abliefern, Herr Möller,“ und damit legte er einen von ungeübter Hand geöffneten und an die Firma des Angeredeten gerichteten Brief vor diesen hin. Nachdem der Kaufmann die Adresse geprüft und mit wachsendem Erstaunen sechs Fünfundmarkscheine aus der unsauberen Hülle hervorgeholt hatte, sah er den vor ihm Stehenden zweifelnd an und fragte: „Wie kommen Sie, lieber Mann, zu diesem Briefe, der schon so viel Unheil angerichtet hat?“

„Herr Möller,“ entgegnete der Tischler, „den Brief hat meine Frau gefunden, und wenn ich damals was davon gewußt hätte, dann hätten Sie Ihr Geld all lang' wiedergekriegt; aber sie hat mir das erst heute nacht gesagt, als es mit ihr zu Ende ging.“

„Aber das Geld gehört nicht mir, lieber Freund,“ erwiderte Herr Möller, „und Sie müssen sofort mit mir kommen.“

Die beiden Männer machten sich sofort auf den Weg zum Postamt und in Gegenwart des Herrn Möller berichtete der wackere Handwerksmann dem Oberposttrat, daß seine Frau allmorgendlich die Zeitung vom Postboten erhalten habe. Eines Morgens sei aus einem der Zeitungsblätter ein Brief herausgefallen, aus dessen Aufschrift sie erkannte, daß er unversehens in ihre Hände gelangt sei, sie habe anfänglich die Absicht gehabt, das Schreiben an die richtige Adresse, also an die Herrn Möller u. Co. zu befördern; aber durch den auf dem Briefe gemachten Vermerk: „Inhalt 300 Mark“, sei sie in Versuchung geführt worden. Sie habe also den Brief unterschlagen und seinen Besitz auch ihrem Manne verheimlicht, anfangs um ihm, im Falle eintretender Not, damit eine Überraschung zu machen, später aber — als ihr Gewissen immer lauter mahnte — aus Angst. Seine Frau, so fuhr der Tischler fort, habe sich nicht getraut, von dem gestohlenen Gelde etwas auszugeben, aber sie habe auch gefürchtet, sich zu verraten, wenn sie es den rechtmäßigen Eigentümern ausliefere; daher habe sie den unheilvollen Schatz

gehütet, bis sie ihr Ende habe nahen fühlen. Heute nacht, so schloß der Mann seinen Bericht, sei seine Frau gestorben, nachdem sie zuvor ihr beschwertes Gewissen erleichtert und ihm alles gestanden, ihn auch beschworen habe, das Geld den rechtmäßigen Eigentümern unverfehrt zu übergeben und deren Verzeihung zu erbitten.

„Diese Bitte um Verzeihung, guter Freund,“ so entgegnete ihm der Post- rat, richten Sie zweckmäßiger an einen anderen Mann, der durch die namenlose Gewissenlosigkeit Ihrer Frau in großes Elend geraten ist.“

Der alte Wagner ward nun sofort

vor seinen Vorgesetzten beschieden, welcher ihm im Beisein der beiden fremden Männer und des Postsekretärs Bauer die glückliche Wendung mittheilte. Dem alten Briefträger wurden die Augen feucht, als er mit zitternden Händen nach dem unheilvollen Brief griff, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust; dann aber fiel er aufatmend dem ehrlichen Handwerks- mann um den Hals und erleichterte sein gequältes Herz durch einen Strom von Freudenthränen. — Wie zuvor geht der „alte Wagner“ heute wieder erhobenen Hauptes einher.

Der Kirchenbau zu Obermonjour.

Von Pfarrer B. Greiner.

Jedes Ding hat einen Anfang, einen Fortgang und nimmt zuletzt irgend einen Abschluß, es mag groß oder klein, unbedeutend oder wichtig, von heilsamen oder verderblichen Folgen für die Menschheit sein. Das gilt um so mehr von einer Sache, von einem Werke, welches Jahrzehnte vorbereitet, über welches viel gedacht und geplant werden muß, und zu dessen Ausführung die Kräfte und die Anstrengung vieler Menschen erfordert werden. Ein solches Werk ist der Bau einer neuen, steinernen Kirche in der katholischen Kolonie Obermonjour.

In welcher Weise dieses Werk seinen Anfang genommen, fortgesetzt und zu Ende geführt wurde, was dabei förderlich oder hinderlich war, eine Beschreibung des Werkes selbst nebst einer kurzen Aufforderung, dasselbe seinem Zwecke gemäß zu benützen, soll in den folgenden Zeilen einfach und wahrheitsgetreu angegeben werden.

Bereits vor fünfundzwanzig Jahren, als die katholische Gemeinde Obermonjour mit

der sieben Werst entfernten Pfarrei Katharinenstadt zusammen noch ein Kirchspiel bildete und vom dortigen Dekan P. Raimund Andrschefowitsch versehen wurde, erkannten die Einwohner des Dorfes Obermonjour, daß der Bau einer neuen Kirche für ihre ansehnliche Ortschaft ein dringendes Bedürfnis sei; denn ihr wohl vor mehr als siebenzig Jahren gebautes hölzernes Kirchlein war nicht nur zu klein, um an Sonn- und Festtagen die zahlreichen Kirchenbesucher zu fassen, sondern auch derart schadhast und baufällig, daß die weltliche Obrigkeit mitunter die Außerung that, die Kirche müsse gar bald polizeilich geschlossen werden.

Pfarrer Andrschefowitsch suchte deshalb bei jeder Gelegenheit die ihm anvertraute Obermonjourer Gemeinde zu bewegen, die notwendigen Anstalten zum Kirchenbau zu treffen. Dasselbe thaten auch seine Nachfolger die Herren Dekane Mitzig, Zerr, unser jetziger Diözesanoberer, und der gegenwärtige Dekan Georg Rißling. Ebenso drangen die jeweiligen Seelsorger und Pfarrer

von Obermonjour selbst mit wiederholten Aufforderungen zum Baue einer Kirche.

Von allen Seiten gedrängt und die Nothwendigkeit einer Kirche für ihr Dorf selbst einsehend, waren die Gemeindemitglieder vor allem bedacht, die notwendigen Mittel zum Neubau einer steinernen Kirche herbeizuschaffen. Das erste, was zu diesem Zwecke von der Gemeinde gethan wurde, war die Anlegung oder Gründung einer Ziegelbrennerei und die Verpachtung eines Landstückes zur Erlangung von Kirchenkapital unter den Vorstehern Johannes Besort und Jakob Walter. Die Ziegelbrennerei hatte anfangs wegen Unkenntnis der Brenner schlechten Erfolg und war einmal nahe daran, von der Gemeinde wieder vernichtet zu werden. Besser ging es mit dem Kirchenacker, welchen die Gemeinde später bestellte; er brachte im Verlaufe einiger Jahre eine Summe von 15,000 Rbl. Kirchenkapital ein, wovon jedoch die Gemeinde den dritten Teil mit Erlaubnis des Konsistoriums in Saratow borgte. So betrug das durch Kirchenausfaat erworbene Kapital im Jahre 1883 nur noch eine Summe von 9000 Rbl., welche in die Kreishilfskasse nach Katharinenstadt zur Verzinsung gelegt wurde.

Infolge ungünstiger Zeiten und mehrerer aufeinander folgender Mißernten wurde der Kirchenacker wieder eingestellt, und auch die Steinbrennerei kam zum Stillstande. Nur die durch den Kirchenacker erzielte Summe von 9000 Rbl. blieb nicht stille stehen, sondern vermehrte sich in der Zeit von zehn Jahren um das Zweifache. Erst als das letzte arme Jahr 1890 seinen Abzug genommen und mit dem Jahre 1891 wieder mehr Leben in die armen, nutzlosen Menschen gekommen war, wurde auch die halb-erstorbene Kirchenfrage in meiner Pfarrei aufs neue ins Leben gerufen. Es schien nun wirklich, daß der von der göttlichen Vorsehung bestimmte Zeitpunkt endlich gekommen sei, in welchem das seit Jahren geplante Werk seinen Anfang nehmen sollte. Die Umstände waren auch alle günstig, um den Bau einer neuen Kirche thatsächlich vorzunehmen. Anno 1890 erhielt die seit achtzehn Jahre selbständige Pfarrei Obermonjour einen neuen Seelsorger in dem

Administrator, Priester B. Greiner, dessen größter Schmerz es war, sehen zu müssen, daß Jesus Christus im heiligsten Sakramente, der Herr des Himmels und der Erde, mit einem so elenden, hölzernen Kirchlein fürlich nehmen mußten, das mehr einer durchlöcherten und halbzerfallenen Scheuer als einem Gotteshause glich; während doch die Großen und Reichen dieser Welt prachtvolle Paläste zu Wohnungen haben.

Wohl wissend, daß der Segen und die Hilfe von Oben kommen muß, wenn ein gutes, gottgefälliges Werk zu stande kommen soll, nahm er vor allem seine Zuflucht zum Gebete und trug seinen Herzenswunsch besonders dem göttlichen Herzen Jesu vor, dem die zukünftige Kirche geweiht werden sollte. Ebenso ermahnte er seine Pfarrkinder zum Gebete, weil durch das Gebet alles erreicht werden kann. Allein dabei ließ er es nicht bewenden, sondern bemühte sich auch in seinen geistlichen Vorträgen in der Kirche, die Gemeinde thatsächlich zum Kirchenbaue zu bewegen. Er legte ihr wiederholt ans Herz, daß der Bau einer Kirche für die Pfarrei ein dringendes Bedürfnis sei und sich nicht mehr länger aufschieben lasse; er wies auf andere Ortschaften in der Nähe hin, die dem Vermögen nach nicht besser bestellt waren, und gleichwohl in dieser Hinsicht durch gemeinsames Zusammenwirken Großes geleistet und ihr Dorf mit einer steinernen Kirche versehen haben, wie z. B. die Kolonie Kaskaty; er machte ihr klar, daß jetzt, da das Kirchenkapital auf 18,000 Rbl. sich vermehrt habe, der reiche Vorrat an Stroh den leichten Fortgang der Ziegelbrennerei verspreche, und die Bestellung eines Kirchenackers für eine große Gemeinde keine so schwere Sache sei, — also der Kirchenbau ganz gut begonnen werden könne. Solche und ähnliche Aufforderungen fanden bei den meisten seiner Pfarrkinder ein geneigtes Ohr, und sie erklärten sich bereit, unter seinem Borgange den Bau anfangen zu wollen.

Durch Gemeindebeschluß unter dem Vorsteher Joseph Gyner verpflichteten sie sich gegenseitig, die Steinbrennerei wieder auf-

zurichten, das Brennmaterial unentgeltlich herbeizufahren und alljährlich einen Acker von achtzig bis hundert Dessjatinen zu besorgen, auf so lange, bis die Kirche vollendet sei, um sowohl die nötige Anzahl Ziegel, als auch die noch fehlende Summe zum Kirchenbau zu erzielen. Die Ziegelbrennerei, deren Verwaltung der Ortsgeistliche selbst übernahm, hatte von nun an einen bis jetzt nicht gehabt Erfolg. Sie lieferte vom Jahre 1892—1896 eine Million vierhundert Tausend ausgezeichneten Ziegel, für welche allein, wenn sie hätten angekauft werden müssen, eine Summe von mindestens 15,000 Rbl. notwendig gewesen wäre; während ihr eigenes Brennen nur die Hälfte der genannten Summe erforderte. Die Ziegelbrennerei ist daher beim Kirchenbau überaus wichtig und trägt zur billigen und leichten Aufführung des Gebäudes sehr viel bei.

Da die Bestellung der Kirchenflur zwar in die gesegneten, aber billigen Fruchtjahresjahre fiel, so lohnte deren Bearbeitung, wenn auch nicht reichlich, so doch ziemlich befriedigend: sie vermehrte das vorhandene Kapital um 7000 Rbl.

Inzwischen ist der Pfarrer mit dem Ingenieur-Architekt Chilinsky in Samara wegen eines Kirchenplanes in Unterhandlung getreten. Anfangs mußten mehrere Pläne, die nicht geeignet schienen, wieder zurückgewiesen werden. Nachdem endlich der erwünschte zusammengestellt war, wurde er meiner Gemeinde zur Einsicht vorgelegt und erklärt, und da er ihr im ganzen und großen zusagte, so wurden auch gleich die nötigen Anstalten getroffen, die Bestätigung

des betreffenden Planes bei der Regierung zu betreiben. Zu diesem Zwecke hatte die Gemeinde mehreres zu beobachten: sie mußte zuerst den Ort bestimmen, wo die neue Kirche gebaut werden sollte, und dieser Ort oder Flächenraum mußte den vom weltlichen Gesetze vorgeschriebenen Umfang, nämlich sechzig Quadratsaden haben. Ferner mußte der Dorfplan zusammengestellt, das vorhandene und zukünftig zu hoffende Kirchenkapital genau angegeben werden. Erst dann konnte die Gemeinde mit einer Bitte um Erlaubnis zum Kirchenbau bei der Gouvernementsverwaltung einkommen, wobei sie einen Gemeindecschluß, den auswirkten Kirchenplan mit seinem Kostenanschlag (смета,) den Dorfplan und das Verzeichnis des Kirchenkapitals beizulegen hatte.

Die Gouvernementsverwaltung zog nun zuerst durch die ihr untergebenen Polizeibeamten genaue Erkundigung ein über die Richtigkeit unserer Eingaben und fragte endlich noch beim Konsistorium an, ob dem Baue einer Kirche in der Pfarrei Obermonjour kein Hindernis im Wege stehe. Als diese Formalitäten beobachtet und das Resultat ganz zu unseren Gunsten ausgefallen war, wurde der Plan mit seinem ganzen Gefolge von Papieren von der Samarischen Gouvernementsbehörde nach Petersburg ins Ministerium zur endgültigen Genehmigung vorgestellt. Vier Monate darauf erfolgte die erfreuliche Nachricht, daß der Plan bestätigt und dem Kirchenbaue kein Hindernis mehr im Wege stehe.

(Fortsetzung folgt.)



K o r r e s p o n d e n z.

Zekaterinosslaw. Am 8. Februar kam mit dem Morgenzuge 11 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags hier der neue Gouverneur Fürst Peter Dimitri-

jewitsch Swjatopolk-Mirsky an. Den 9. Februar 10 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens und nachher um 1 Uhr nachmittags fanden die üblichen

Vorstellungen der Kronsgemeinde- und Eisenbahnbeamten statt. Bei dieser Gelegenheit sagte der Herr Gouverneur zu allen etwa folgendes: „Ich betrachte es als meine Pflicht, die mir gegebene Macht zur Hebung und Verbesserung des Volkswohles zu gebrauchen, und hoffe, daß ein jeder Beamte diese Ansicht mit mir teilt und dem entsprechend handelt. Der Erfolg einer jeden Sache hängt hauptsächlich von der regen Arbeit und dem gemeinsamen Streben zum Besten dieser Sache ab. Ich hoffe, daß alle von dieser Überzeugung getragen, mir recht thatkräftig helfen werden, das von

unserem geliebten Monarchen mir übertragene Amt gedeihlich zu verwalten. Ich bitte, in allen schwierigen Angelegenheiten sich jeder Zeit ungescheut an mich zu wenden; denn die Bevölkerung ist nicht des Gouverneurs wegen da, sondern umgekehrt.“ Auch zu den Polizeibeamten gewendet, sagte er: „Ihr sollt stets eingedenk sein, daß die Polizei da ist der Bevölkerung wegen und nicht die Bevölkerung der Polizei wegen, und müßt bestrebt sein, euch die Achtung und Liebe der Bewohner zu erwerben.“



a) Inländische.

Saratow. Der Frühling kommt nur sehr langsam ins Feld gezogen. Die Nächte sind immer noch kalt, mitunter steigt der Thermometer bis auf 11 Grad nach Reaumur. Mancherorts auf den Kolonien läßt sich schon ein Mangel an Futter fühlen.

— Während im Auslande landwirtschaftliche Vereine sogar in Staaten zweiten Ranges zu Hunderten gezählt werden, haben wir solcher in Rußland, wie die „Vir. Wed.“ schreiben, nur gegen 300, wobei sich in dieser Zahl ungefähr 170 selbstständige Gesellschaften und 125 Abteilungen befinden. Obgleich das Ministerium des Ackerbaues Maßnahmen zur Erleichterung der Gründung von landwirtschaftlichen Gesellschaften getroffen hat, so gibt es doch bis jetzt noch Plätze in Rußland — sowohl europäischem als auch asiatischem —, wo derartige Vereine gar nicht zu finden sind.

Nun ist eine ganz neue Ordnung zur Eröffnung von landwirtschaftlichen Gesellschaften festgesetzt worden, zugleich ist auch dem Minister des Ackerbaues ein vom Ko-

mittee der Minister gebilligtes Projekt „des Normalgesetzes für örtliche wirtschaftliche Vereine“ zur Bestätigung vorgelegt worden. Nach diesen neuen Regeln ist es dem Gouverneur überlassen, die Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen zu gestatten, aber nur in dem Falle, wenn die Stifter desselben gewillt sind, sich in allem dem Normalgesetze für solche Vereine zu unterwerfen, und wenn ihr Wirkungskreis innerhalb der Grenzen eines Gouvernements bleibt. Mit Erlaubnis des Gouverneurs dürfen die Gesellschaften in ihrer Mitte specielle, natürlich für Gegenstände ihrer Thätigkeit, Komitees bilden und Abteilungen im Rayon ihres Wirkungskreises gründen. Diese verordnete Vereinfachung muß also das Entstehen landwirtschaftlicher Vereine erleichtern. Mögen sich doch recht viele veranlaßt fühlen, diese Vergünstigung auszunutzen und so die Hebung der Landwirtschaft zu befördern.

— Die Häfen Arthur und Talienwan sind von der chinesischen Regierung an Rußland zur Benutzung abgetreten. Ausführlicher nächstens.

Samara. Auf dem Kotschetkowskojer Kronsgute, Samarischen Gouvernements, lebte ein Agronom mit seiner Frau. Wie die „Sam. Gaz.“ meldet, wurden diese beiden Eheleute von zwei Bösewichten auf folgende Weise ermordet. Am Tage des blutigen Ereignisses mußte der Kutscher, aus dem ihre ganze Dienerschaft bestand, nach irgend was ins Dorf Tschchi gehen, von wo er ziemlich spät in der Nacht nach Hause kam. Er fand das Thor offen und auf dem Hofe ein unbekanntes Pferd, das an einen Schlitten angespannt war, worauf das Habe seines Herrn aufgeladen war.

Im Hofe war sonst niemand zu bemerken. Als er aber durchs Fenster schaute, wurde er vor Schrecken ganz starr: mitten im Saale lag die Leiche seiner Herrin, und sein Herr selbst, gebunden an Händen und Füßen, kniete vor einem der Missethäter. Nach kurzer Überlegung nahm der Kutscher ein Brecheisen und begab sich damit ins Zimmer. Kaum war er in die Hausflur getreten, als er hörte, daß jemand aus der Stube kommt. Er hielt den Atem an; es öffnet sich die Thür, und einer der Bösewichte tritt mit einem Bündel herrschaftlichen Gutes heraus. Er hatte mit seiner Bürde die Schwelle noch nicht überschritten, als er plötzlich, ohne einen Laut von sich zu geben, von einem wuchtigen Hiebe auf den Kopf tot zu Boden stürzte. Das Blut geriet beim Kutscher in Wallung. Mit demselben Brecheisen geht er leise in die Stube und sieht, daß sein Herr vor dem Bösewicht immer noch kniet und den Unmenschen um Schonung ansieht, wobei der Arme behauptet, daß kein Geld vorhanden sei. Alle Kräfte zusammennehmend, schleuderte der Kutscher seine Waffe gegen den Missethäter, that aber einen Fehlschlag, und das Brecheisen drang in die Wand. Der Bösewicht wachte aber auch. Er versenkte unverzüglich ein Messer in die Brust des Agronomen und wandte sich zum Kutscher, jedoch . . . zu spät: dieser packte von hinten die Hände des Mörders, und es begann nun ein verzweifelter Kampf, während welchem der Kutscher an seinen 10jährigen Sohn dachte und ihn rief. Als der

Knabe seines Vaters Stimme hörte, kam er unter dem Bette hervorgekrochen, wohin es ihm gelungen war, unbemerkt zu ent schlüpfen. Indem der Vater fortfuhr, die Hände des Räubers festzuhalten, befahl er seinem Sohne, schnell auf den Hof zu gehen und den Kettenhund loszulassen. Zitternd vor Angst, läuft der Knabe fort und bindet den Hund los; dieser wirft sich auf den Bösewicht und durchbeißt ihm die Kehle. Wer diese Mörder sind, ist bis jetzt unbekannt.

Petersburg. Professor Raigorodow schildert in der „Now. Wrem.“ nach der „Peter. Ztg.“ ein Nordlicht, das unlängst in Petersburg gesehen wurde, in folgender Weise:

Am Abend des 3. März war am Petersburger Himmel ein so prachtvolles Nordlicht sichtbar wie es der Schreiber dieser Zeilen seit 1870 nicht gesehen hat. Etwa $\frac{1}{4}$ nach 8 Uhr begannen am nördlichen Horizont bald hier, bald dort blaßgrüne Lichtsäulen zu entflammen, die, anfangs schmal und später breiter werdend, sich von Osten nach Westen bewegten. Einige der Lichtsäulen ragten bis zum Zenith empor und bald hatte es den Anschein, als ob die ganze nördliche Hälfte des Himmelsgewölbes mit einem leuchtenden Gewebe überzogen wäre, das mit seinem oberen Rande die Sternbilder des großen Bären und des Fuhrmanns erreichte, dessen größter Stern, Capella, um diese Zeit fast im Zenith stand. Auf dem Fond dieses leuchtenden blaßgrünen Gewebes bewegten sich langsam Feuerfäulen von verschiedener Größe hin und her. Gegen 8 Uhr 40 Min. abends nahm die prachtvolle Himmelserscheinung eine andere Form an, indem sich die Ränder des Gewebes auszackten und in lebhafteren Farben erglänzten. Nicht lange darauf erglänzte im nordöstlichen Winkel des Horizonts ein langer Lichtstrahl, der von einem riesigen, am Horizont verborgenen elektrischen Reflektor auszugehen schien. Alles in diesem Lichtstrahl war von Bewegung erfüllt: hell leuchtende Wellen wogten in der Richtung von unten nach oben auf und

ab. Bald hatte es den Anschein, als ob sich diese wellenförmige Bewegung allmählich dem ganzen, im Nordlicht erglänzenden Teil des Himmels mittheilte, und buchstäblich entflammte der ganze nördliche Himmel in einem blaßgrünen Licht. Um 9 Uhr abends wurde der Glanz etwas matter. Auf der südlichen Hälfte des Himmelsgewölbes, die infolge des Kontrastes zu der Nordhälfte fast schwarz erschien, leuchtete um diese Zeit in herrlichem Glanze das majestätische Sternbild des Orion mit dem herrlichen Sirius, von dem etwas weiter in südöstlicher Richtung in ruhig-kaltem gelblichem Glanze der Jupiter leuchtete. Diese etwa $\frac{1}{4}$ Stunde währende Periode bot einen Anblick von unbeschreiblicher Großartigkeit. Gegen 10 Uhr abends nahm das Nordlicht eine bogenförmige Gestalt an. Das stärkste Licht konzentrierte sich in der Mitte des Bogens, der sich hoch über dem nördlichen Horizont erhob. Der Himmelsteil zwischen dem leuchtenden Bogen und dem Horizont erschien tief schwarz. Bald gingen aus verschiedenen Stellen des Bogens leuchtende Strahlen hervor, die sich langsam von rechts nach links bewegten. Um diese Zeit bildete sich am Zenith eine leuchtende Corona, die nach und nach in starkem Lichte erstrahlte. Diese zweite Periode des Nordlichtes währte sehr lang noch um 12 Uhr nachts wogten am nördlichen Himmel gewaltige Lichtwellen auf und ab, und aus dem nach Norden gerichteten Fenster eines dunklen Zimmers schien es, als ob der Mond in besonders hellem Lichte erstrahlte.

— In mehreren Truppenteilen herrschte bisher noch die Bestimmung, daß die Soldaten ihr eigenes Geld in die Regimentskasse zur Aufbewahrung abliefern mußten. Die Untermilitärs konnten daher oft ihr Geld nicht bekommen, wenn sie es brauchten, und außerdem trug es ihnen keine Zinsen. Diese Bestimmung wird nun, nach den „Pet. Bed.“ aufgehoben werden. Die Soldaten werden ihr Geld den Sparkassen übergeben, die es ihnen zu jeder Zeit auszahlen, und außerdem erhalten sie nun Prozente. Allen Untermilitärs werden

die Statuten der Sparkassen bekannt gegeben werden.

b) Ausländische.

Rom. Der Schluß des laufenden und der Beginn des künftigen Jahrhunderts soll in der katholischen Welt durch eine besondere „kirchliche Jahrhundertfeier“ begangen werden. Es hat sich dazu ein „internationales Komitee zur Huldigungsfeier für Jesus Christus, den Erlöser des Menschengeschlechtes, und seinen erhabenen Stellvertreter, den Papst,“ gebildet, und hat auch bereits ein ausführliches Programm der geplanten Festfeier entworfen, mit dem wir unsere Leser nächstens bekannt machen werden. —

Spanien und Nordamerika sind in Beziehungen gegen einander getreten, die Ursache genug zu den schlimmsten Befürchtungen liefern. Die Regierung in Washington hat in letzter Zeit unter dem Deckmantel freundschaftlicher Besuche eine ganze Kriegsslotte in die kubanischen Gewässer geschickt und dadurch neue Hoffnungen der Aufständischen Yankee's hervorgerufen.

— Im Hafen Havanna lag der mächtige Kreuzer (Kriegsschiff) *Maine* mit einem geradezu furchtbaren Schießmaterial an Bord. Dieses Schiff flog am 22. Februar infolge einer Explosion in die Luft und zerbrach in Stücke. Über 250 Mann fanden ihren Tod im nassen Grab. Natürlich rief dieses seltene Ereignis die größte Aufregung hervor und keine Mühe wurde gespart, um die Ursache des Unglückes herauszufinden. Es wurde der Verdacht ausgesprochen, als hätten die Spanier diesen Anschlag absichtlich verübt, und gleich fing man an, auf beiden Seiten zu rüsten, trotz der Versicherung friedlicher Absicht. In Amerika rüstet man mit Macht, sichert die Häfen durch Minen und kauft Kreuzer auf, wo sich nur Gelegenheit dazu bietet. 50 Millionen Dollars sind zur Landesverteidigung assigniert. Aus Spanien sind schon mehrere Kriegsschiffe nach Kuba abgegangen, andere werden in Bereitschaft gebracht. Am besten wäre es, die Angelegenheit durch ein Schiedsgericht zu schlichten. —

Aus Argentinien. Wird der „Köln

Volksz.“ geschrieben: Die Ernte ist in diesem Jahre ziemlich gut ausgefallen. Obwohl die Heuschrecken wiederkehrten, haben sie wegen anhaltend kalter Witterung im Frühjahr nicht alles vernichten können. Die junge Brut kam zu spät, um dem hoch aufgeschossenen Getreide zu schaden. Insbesondere die deutsch-russischen Kolonisten im Süden der Provinz Buenos Aires haben wiederholt gute Ernte gehabt. Indessen ist aber der Preis des Getreides gefallen. — Aus dem Missionsgebiete ganz im Süden wird von dem Gouverneur jenes Landes an die argentinische Regierung berichtet, daß sich dort vor etwa sieben Monaten 86 polnisch-deutsche Familien niedergelassen haben, welche in der kurzen Zeit von einem halben Jahre erstaunlich viel geleistet haben. Sie haben vier vollständige Dörfer aufgebaut und bauten bereits so viel auf ihren Äckern, um ihre Familien selbständig und ohne fremde Hilfe zu ernähren. Was argentinische Familien in zehn Jahren nicht fertig gebracht, das haben die neuen Ansiedler in einem halben Jahre erreicht.

Lissabon. Das Hauptleiden Portugals ist gegenwärtig seine Finanznot. Die Schulden sind ins ungeheure gewachsen, fast alles ist verpfändet, man sieht nur Papiergeld, alles eingehende Gold nimmt sofort wieder seinen Weg ins Ausland, das Deficit will nicht schwinden, neue Anleihen sind nötig, Geld ist aber nur gegen sichere Bürgschaft zu bekommen nach der teilweisen Zahlungseinstellung der letzten Jahre, Kolonien will man aber um keinen Preis veräußern, ebensowenig die Verwaltung eines Teiles der Staatseinkünfte Ausländern überlassen. So sitzt man in der Klemme und weiß nicht, wo hinaus. Alle schreien nach Ersparnissen, aber alle wollen, daß solche bei andern gemacht werden. In letzter Zeit ist viel die Rede von Rettung des Staates durch ein energisches Militär-Ministerium, das, über den Parteien stehend, unmachtlich das Beamtenheer und die Beamtengehälter vermindern und so gesunde Finanzwirtschaft schaffen könne.

Indien. Stark verbreitet ist in Indien die Pest. Hauptsächlich ist Bombay heim-

gesucht, wo wöchentlich mehr als tausend Menschen der furchtbaren Seuche zum Opfer fallen. Zur Erhöhung des Elends ist nun auch noch ein Streit zwischen der dortigen städtischen Verwaltung und der Seuchenkommission ausgebrochen; erstere will für die gesundheitlichen Maßregeln kein Geld mehr hergeben. Und was noch schlimmer ist, die Stadt befindet sich in einem Aufruhr, der blutig niedergeschlagen werden mußte. Die Gesundheitskommissare wollten eine pestkranke mohammedanische Frau ins Spital bringen und wurden daran von den Mohammedanern gewaltsam gehindert. Es entwickelte sich ein großer Tumult, in dem die Hindu bezeichnenderweise den Mohammedanern beistanden. Militär mußte einhauen und die ernstlich bedrohten christlichen Stadtviertel schützen.

Bolo. (Griechenland.) Wie einige Blätter melden, sollen zwei türkische Soldaten den katholischen Priester Dalezio während eines Ledenums, das für die Errettung des Königs von Griechenland vom Mordanfall abgehalten wurde, durch Bajonettstiche ermordet haben. Der französische und der russische Konsuln haben diesbezüglich energische Vorstellungen in Konstantinopel gemacht. Der Mitropolit von Bolo beschloß, das Leichenbegängnis in der griechischen Kirche abzuhalten; die ganze griechische Geistlichkeit wird daran teilnehmen.

c) Vermischte.

— Nach A b e s s i n i e n werden sich, wie die „Pet. Wed.“ erfahren, mehrere Lehrer begeben, die aufgefordert worden sind, den Kindern reicher Abessinier russischen Sprachunterricht zu erteilen. Auch eine Ärztin und vier Feldscher sollen die Aufforderung erhalten haben, am Hofe des Negus Stellung zu nehmen.

— In der Slobode Kotelew, Gouv. Charkow, wird von der Gutsbesitzerin Baschinski eine praktische Schule für Obst- und Gemüsebau begründet werden. Die Schule ist für Knaben bestimmt, die eine zweiklassige Volksschule absolviert haben. Vom Ministerium der Landwirtschaft ist für Baschinski eine Unterstützung zugesichert.

— An der rumänisch-russischen Grenze zeigen sich ungeheuer große Rudel Wölfe. Eine dieser Wölfescharen überfiel einen aus drei Soldaten bestehenden Wachtposten am Prut. Die Angefallenen konnten sich nur durch fortgesetztes Schießen mit Mühe der Bestien erwehren. Obwohl schon fünf Wölfe niedergeschossen waren, wurden die drei Soldaten doch so von dem Rudel bedrängt, daß einer der verzweifelt kämpfenden Männer schon zu Boden gerissen wurde und am Schenkel eine schwere Bißwunde erlitt. In diesem kritischen Augenblicke kam Hilfe durch russische Kosaken vom jenseitigen russischen Prutufer, die sofort ein lebhaftes Gewehrfeuer auf die Wölfe begannen, worauf sie sich endlich in den nahen Wald zurückzogen. Elf Wölfe blieben tot zurück, mehrere waren schon von ihren hungrigen Genossen aufgefressen.

— Ein direkter Passagierverkehr zwischen St. Petersburg und den an der Wolgagelegenen Städten und Dampferhalteplätzen wird vom 1. April an eröffnet werden. Die

Dampfschiffahrtsgesellschaft von A. A. Sewecke hat nämlich den „Nowosti“ zufolge mit den Verwaltungen der Nikolaibahn, der Moskau-Nischni Nowgoroder und der Moskau-Windau-Rybinsker Bahn eine Vereinbarung getroffen über diesen direkten Verkehr, und zwar soll die Reise von Petersburg aus sowohl über Bologoje und Rybinsk wie über Moskau und Nischni Nowgorod ausgeführt werden können.

— Im Ministerium der Landwirtschaft ist, wie die „Pet. Wed.“ hören, die Frage der Errichtung einer landwirtschaftlichen Hochschule in Jekarinoflaw angeregt worden. Die Schule soll aus zwei Abteilungen bestehen, einer Abteilung für Bergbau und einer für Landwirtschaft. Besondere Aufmerksamkeit wird den praktischen Arbeiten der Studenten zugewandt werden. Die Kosten sind auf 1,200,000 Rbl. veranschlagt. — Demselben Blatte zufolge ist die Errichtung einer höheren Lehranstalt im Ural bereits beschlossen, doch steht noch nicht fest, welcher Art diese Hochschule sein wird.

A l l e r l e i.

Sonntagsplauderei von P. M.

(Vorüber spricht man? Der Schnaps. Erfindungen Elektricität. Ein Lied im Walde. Unzufriedenheit der Koloniesänger. Meine Verteilung. Eine Klage vom Lande.)

Man spricht und klagt, der Winter habe zu lange gedauert; das ist wahr, doch die Holzhändler lachen dazu und zählen ihr Geld. Das Brennmaterial, wie man allerorts hört, ist teuer, und man sinnt schon lange auf billigere Dinge, die das kostspielige Brennholz ersetzen könnten. Da sind die Branntweinfabrikanten besser daran: ist das Korn zu rar, so macht man ihn aus Kartoffeln, und sind diese nicht da, so wird man das Feuerwasser aus Holz, aus Sägespänen fabrizieren. Es darf nicht fehlen. Der Schnaps soll vortrefflich schmecken und seiner Bestimmung durch Güte vollständig entsprechen. Gebe Gott, daß die Erfinder einmal billiges Brennholz erfinden, denn dann behielte auch der Arme mehr Geld; Typhus, Fieber und wie als das Ungemach heißen mag, würden bei uns sel-

tener hausieren, wir bekämen seltener schlecht gebakenes Brot auf den Tisch und wüßten weniger von Katarrhen, Entzündungen und Magenleiden. —

Lassen wir also die Erfinder auf die Suche gehen; unterdessen betrachten wir einmal, was die gelehrten Köpfe bereits erfunden haben. So hat man Schießkugeln erfunden, die beim Eindringen ins Menschenfleisch nur ein unbedeutendes, kaum sichtbares Löchelchen bohren, sind sie aber innen, so reißen sie weit um sich Fleisch und Knochen zu Fetzen, daß auch der gescheiteste Arzt nichts mehr ausrichten kann. Ferner hat man Werkzeuge, die, unter Menschen geworfen, Hunderte davon augenblicklich umbringen und ein Hundert dazu verwunden und verkrüppeln. Ich sage „unter Menschen geworfen,“ denn diese Mordwerkzeuge sind allzu teuer und nicht dazu erfunden, um Krähen und Spazzen zu schießen. Man sucht also nicht durch Menschenliebe, durch genaueres Befolgen des Sittenspruches: „Was

du nicht willst, das man dir thue, das füg' auch keinem anderen zu," — dem Kriege auszuweichen, nein, man sinnt bloß auf Mittel, den losgebrannten Streit durch rasches, massenhaftes Umbringen menschlicher Leben kurz zu machen.

Auch wird viel über Elektrizität, elektrische Beleuchtung geplaudert. Elektrizität ist eine Art Feuer; so habt ihr auf dem Lande auch elektrische Beleuchtung, wenn es blizt. Man sagt, unser Jahrhundert ist das des Dampfes, das folgende — der Elektrizität. Auch das ist gut, denn dann behält die Menschheit mehr Holz zum Heizen; dann dürfen die Wälder mehr geschont werden, die doch Menschen und Tieren so nötig sind; dann wird so mancher Deutsche nicht aushalten können und aus voller Brust Lieder erklingen lassen, die dem Walde Lob singen:

Wie schöner ist's im grünen Wald,
Wo's lustig weht und rauscht,
Wo uns vom stillen Aufenthalt
Die Nachtigall belauscht.

Die Bäume schütteln rings ihr Haupt
Und wundern sich gar sehr:
Sie hörten nie, seit sie belaubt,
Ein solches Singen mehr.

Wir aber zieh'n mit lautem Schall
Das grüne Thal entlang
Und horchen auf den Widerhall,
Ob's gut und richtig klang.

Gut und richtig klingen die Lieder im Walde, aber schwach und arm im Gotteshause. Man sagt, die Koloniesänger, besonders die Übersetzer stimmen meinen Ansichten über den Kirchengesang nicht bei. Ob der P. M. auch was von Gesang versteht, wurde hie und da gefragt und bezweifelt.

Hier liegt der H... begraben. Ich will hier nicht viele Worte verlieren, nur sage ich das eine: so viel Gesangkenntnisse habe ich, um das Fehlerhafte an eurem Gesange herauszufinden; dazu braucht man nicht viel Musikkenntnisse. Schließlich spricht auch die Redaktion des Klemensblattes zu meinen Gunsten, wenn sie ganz gerne meinem Aufsatz ein Plätzchen in dem Blatte einräumte. Jedenfalls stehe ich nicht allein da, der den Koloniesang tadelt; es werden noch andere Stimmen hörbar, wenn ich schweigen sollte. Hierüber denke ich anders, als wie zwei Sänger dachten. Ein Mißverständnis verfeindete sie nämlich mit dem Schulmeister; nun beschlossen sie, wie gewöhnlich, an ihm Rache zu nehmen. Die Rachlust ist erfinderisch und scheut vor keinem Mittel. Die zwei Sänger erdachten eine schauerhafte Rache: sind nicht mehr aufs Chor gegangen. Doch wunderbar, der Sängerkhor sang fort wie früher. Die zwei Rachlustigen staunten und — eilten aufs Chor hinauf. „Joste," sagte der eine, „komm nuff, mer singe mit, sunscht maant am End' das ganze Dorf, die dort troba könnte aach ohne uns singe." — Es klagte hier neulich ein Ko-

loniegeistlicher, die Sänger würden ihn die Präfation, Pater noster u. s. w. nicht allein singen lassen, sondern brummen allemal mit, daß er sich selber kaum höre; daß diesbezügliche Bemerkungen von der Kanzel nicht gebrüchelt haben. Darüber — ein anderes Mal. —

Milde Gaben

für die 28jährige Kranke haben geopfert:

Johannes Köhler 1 Rbl. Ungenannt 5 Rbl., die Abonnenten aus Georgiensfeld 15 Rbl., P. Dobrowolsky 22 Rbl. und Christian Duckart 10 Rbl. In allem 264 Rbl. 15 Kop.

Die Annahme milder Gaben für diesen Zweck wird hiemit geschlossen. Allen Wohlthätern das herzlichste „Vergelt's Gott!"

„Das Almosen errettet vom Tode, und dasselbe ist es, das von Sünden reinigt und macht, daß man Barmherzigkeit und das ewige Leben finde." Tobias, 12, 9.

Briefkasten.

Landau. D. Das bisher an P. Wanner adressierte Ex. „Klemens," wird auf Anweisung des P. Seewald an Johannes Wanner in Landau expediert. —

No 423. Die 6 Rubel dankend erhalten. Die fragliche Summe Geldes können wir Ihnen leider nicht vorstrecken. Die Gründe dafür erfahren Sie bei der persönlichen Zusammenkunft. —

R. Gf. Gedicht: „Am hl. Kreuz" verspätet. Ihre in Aussicht gestellten Mitteilungen werden wir stets mit größtem Danke entgegennehmen.

Obern. G. Die Stipendien erhalten. —

Inhalt.

Die Charwoche. — Charfreitag. — Im Verdachte. — Der Kirchenbau zu Obermonjour. — Korrespondenz. — Verschiedene Nachrichten: a) inländische, b) ausländische, c) vermischte. — Allerlei. — Milde Gaben. Briefkasten. —

Redacteur-Herausgeber

J. Kruschinsky.